

„Berliner Tageblatt“

erschiet täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur einmal in einer Morgen-Ausgabe ausgeben wird.



Abonnements-Preis

Das Berliner Tageblatt wird in den Provinzen durch die Postämter bezogen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 57.

Berlin, Sonntag, den 1. Februar 1885.

XIV. Jahrgang.

Träume und Schäume.

In Reichsbeschreibungen liest man von fernen Landen, deren Eingeborene eine üppige Natur so zu sagen Alles, was zu des Lebens Nahrung und Nothdurft gehört, mühelos in den Schooß schüttet.

Leben wir also lieber bei den Menschen, unter denen wir geboren sind, und untergehen einmal, wie viel von dem schätzbar so glücklichen Loos jener Naturkinder unter den Verhältnissen, wie sie hier zu Lande bestehen, für unsere einheimische Bevölkerung noch erreichbar und zuträglich sein möchte.

Wenn's möglich wäre, würde es eine große Verbesserung des allgemeinen Menschenlooses sein, das ist nicht zu leugnen. Ist es denn aber möglich? Der Verfasser unserer Vorlesung behauptet das unbedingt. Ihr geht ja doch, sagt er, den kleinen Kindern, die noch gar keinen Begriff haben, was Arbeit ist, Alles, was sie zum Leben brauchen, Obdach, Nahrung, Kleidung u. s. w., Ihr geht darüber auch den armen Alten, die nicht mehr arbeiten können, Ihr gebt ihr auch den Kranken und bedürftigen Pflege und die erforderlichen Heilmittel noch dazu: nur dem Mame und der Frau in gesunden, rüstigen Zustände gebt Ihr nichts; diese sollen nach Eurer Lehre erst durch Arbeit verdienen, was sie zum Leben brauchen, und es kümmert Euch gar nicht, ob es ihnen, auch beim

besten Willen zu arbeiten, möglich ist, Arbeit zu finden oder nicht. Wenn aber einige dieser vergeblich nach Arbeit suchenden Leute einen Diebstahl begehen, um ihren Hunger zu stillen, oder aus Verzweiflung sonst eine Uebelthat verüben: sofort ergreift Ihr sie und gebt ihnen, was sie umsonst erlitten, Obdach, Nahrung, Kleidung und Beschäftigung. So lange sie ehrliche Leute waren, ließt Ihr sie hungern, sobald sie aber ein Vergehen begangen, nehmt Ihr Euch ihrer an. Heißt das nicht, die Tugend bestrafen und eine Belohnung auf die Schlichtheit setzen?

Wenn man's so hört, möchte's leicht scheinen; jedenfalls ist die Frage, wie sie besteht, ziemlich thörichter Natur. Eine Strafe für die Gerechtigkeit, eine Prämie für den Uebelthäter, das ist doch wirklich gar zu bunt! Aber ist's etwa nicht so in Wahrheit? Unter Umständen gehen, was das führt uns auf die Hauptfrage: ob es in der That unmöglich wäre, Allen ohne Unterschied, die darum nachsuchen, vorab — von dem Ertrage ihrer Arbeit ganz abgesehen — die aller-nothwendigsten Lebenserfordernisse, Obdach, im Winter auch Heizung, Nahrung und Kleidung gratis zu gewährleisten. Unser Philosoph denkt sich die Sache so, daß auf Staatskosten nach Art der Kaserne in jeder Gemeinde mehr oder minder geräumige, vorab — von dem Ertrage ihrer Arbeit ganz abgesehen — die aller-nothwendigsten Lebenserfordernisse, Obdach, im Winter auch Heizung, Nahrung und Kleidung gratis zu gewährleisten. Unser Philosoph denkt sich die Sache so, daß auf Staatskosten nach Art der Kaserne in jeder Gemeinde mehr oder minder geräumige, ganz einfach ausgestattete Häuser errichtet werden müßten, unter der Hand, der kein eigenes (und natürlich besseres) Obdach besitzt, Unterkunft beantragen kann. In Verbindung mit diesen primitiven Staatswohnheimen soll es ebenso einfache Staats-Bathhäuser geben, aus denen Jeder, ohne Entgelt, dreimal täglich ein geringes Maß von Speisen erhalten kann, wenn er nichts Besseres zu essen hat, und endlich befände sich in jeder Gemeinverwaltungen ein Depot von Wäsche- und Frauenkleidern, aus denen Diejenigen verorgt würden, die nicht die Mittel haben, sich selbst anders und besser zu kleiden.

Wiederum Alles sehr schön und human gedacht, woher aber die Mittel zu all diesen Einrichtungen nehmen? Auch hierfür weiß unser Mann Rath. Ihr müßt, sagt er, zur Vertheidigung des Vaterlandes alle wehrfähige Mannschaft in die Kasernen, um dort ein, zwei, drei Jahre lang auf ihren bürgerlichen Beruf zu verzichten und sich im Waffenhandwerk zu üben. Müht ihr nicht auf dieselbe Weise alle Leute ohne Unterschied in einem gewissen Alter nachigen, gegen dieselbe staatliche Verpflichtung, die der Soldat erfüllt, ein, zwei, drei Jahre hindurch ihren gesammten Arbeitsverdienst dem Staate zu überlassen? Jeder ohne Ausnahme, und wäre er noch so reich, müßte dieses Opfer bringen und würde dafür die Garantie erlangen, daß er niemals in seinem Leben, und ganze es ihm noch so schlecht, zum verfluchten Bagabunden werden könnte, sondern immer wenigstens Obdach, Nahrung und Kleidung im nothwendigsten Maße hätte. Also neben der Wehr-Armee

eine Nähr-Armee — das ist die Quintessenz der reformatorischen Weltumgestaltung.

Man wird uns ja wohl nicht zumuthen, eine umständliche Untersuchung darüber anzustellen, ob solche Vorschläge ausführbar sind oder nicht. Theoretisch läßt sich bezweifeln, daß überhaupt nicht entscheidend, weil sich da die Faktoren gar nicht überlegen lassen, die in der Praxis dabei mitsprechen würden. Wäre alle Welt einig und entschlossen, sich einem solchen System zu unterwerfen, so möchte es ja vielleicht zu verwirklichen sein, aber wie tief sie wohl je an eine solche Einigkeit denken! Borecht und auf die nächsten Jahrhunderte hin gewiß nicht, und so wird auch die Bopperische Nähr-Armee sich schon gefallen lassen müssen, einstecken in die Kumpelkammer staatlicher Zukunftsanstalt verworfen zu werden, mit ihr zugleich aber auch der schöne Traum, jedem Sterblichen auch ohne Arbeit ein geringstes Maß des nothwendigsten Lebensunterhalts zu gewährleisten. Nur ein Punkt bei dieser Frage bleibt noch übrig, der eine besondere Betrachtung herausfordert; es ist das der Lasterstand, doch denen, die sich eines Vergehens schuldig gemacht, sofort gewährt wird, was den christlichen Leuten verweigert bleibt.

Auf dieser scheinbaren Folgerichtigkeit trummelt der Verfasser unserer Vorlesung gewaltig herum; er widmet sogar dem Verhältniß, in dem Strafe zur Uebelthat überhaupt steht, eine ganz ausführliche Untersuchung und kommt darin zu dem Ergebnis, daß dieses Verhältniß in allen Fällen ein durchaus unverhältnißmäßiges sei, weshalb er alle und jede Strafe überhaupt abgeschafft und nur durch größte Proportionalität des Vergehens selber ersetzt wissen will. Hieran näher einzugehen, können wir uns für ein oder zwei Mal vorbehalten. Der Herrler in diesem Gebanungens liegt darin, daß das Unvernünftige nicht die Strafe, sondern das Vergehen ist. Der Verbrecher verdient gegen die allgemeine Vernunft, welche uns lehrt, daß die Gesellschaft nicht bestehen kann, wenn Jedem gestattet ist, gegen sie Krieg zu führen. Die Strafe für das Verbrechen ist also nur der Akt der Wiederherstellung der allgemeinen Vernunftgesetzte, kraft deren die Gesellschaft ihren Bestand sichert, die Strafe ist daher das Vernünftige im Gegensatz zu dem Vergehen und Verbrechen als dem Unvernünftigen.

Was endlich aber den besondern Vorwurf betrifft, daß dem mittellosen Diebe Unterkunft, Nahrung und Kleidung gewährt wird, dem ehrlichen Manne trotz völliger Mittellosigkeit aber nicht, so ist auch das eine Epithetologie, die den moralischen Grundgedanken der Gesellschaft außer Acht läßt. Dieser Grundgedanke ist die persönliche Freiheit, und es giebt nirgends in der Welt ein Gesetz, welches die freiwillige Preisgebung dieser persönlichen Freiheit als einen rechtlich zulässigen Akt anerkennt. Es kann daher auch gar

* Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Sozialphilosophische Betrachtungen von Joseph Popper. Leipzig bei Greib Neichm.

Fürstin Napraxine.

Roman in 3 Bänden von Ouida.

(12 Fortsetzung.)

Ohmar fing an, dem jungen Mädchen von Melville zu sprechen. Mit ihm, dem Freund ihrer Stiefmutter, glaubte er ein Gespräch mit ihr zu haben einzuleiten zu können, und in der That hatte sie mit höchstlichem Interesse auf seine Worte, aber sie selber brachte zur Veränderung kaum ein paar Silben über die Lippen, eine Zurückhaltung, die seinem scharfen Auge ebensovienig das Merkmal der Befangenheit wie von Mangel an Intelligenz, viel eher die Schuld der Behandlung dünkte, die ihr in ihrem Stiefvater wie in Willo zu Theil ward, wo Niemand ihrer achtete, wenn nicht dann und wann der Herzog für einen fremdlichen Blick, oder die Herzogin ein lautes Wort des Tadels auswarf. Es war nur zu klar, daß auf dieses für Nicht und Nichts gefasene Wesen das Gefühl, in fremder Leute Hände überliefert zu sein, seine tiefen, traurigen Schichten gemoren.

„Wie wichtig hübsch sie ist!“ dachte er, als er zu ihr von Melville und Melville's anerkanntem Gebornen sprach. Nicht sehen ihr stehend beobachtete er mit Bewunderung die anfallende Regelmäßigkeit ihrer Züge, den Glanz ihres Auges und die rindliche Reinheit ihres Teints, und auch ihr Wesen, der augenblicklich noch etwas mädchenhaft ungeschult, trug bereits alle Anzeichen der herrlich entwickelten Weiblichkeit in sich. Und das Alles soll in einem Kloster verrotten, dachte er mit Stauffhütten bei sich. Das schien ihm fast eine Sünde! Sechzehn junge Jahre zu zählen, und lieblich wie eine Blume und die Reize eines großen Gesichtes zu sein, und doch dazu verdammt, freude- und liebeslos von der Wege zum Absterben zu wandern, nur weil es ihr an einem Mann fehlte, dies schien dem Herrn ungeschätzbar Millionen graunhafte Ironie des Schicksals, der er je begegnet. Warum hat ihm das Vorurtheil der Welt, diesem unglücklichen Kind in seinem Ueberflusse das Wenige zu geben, das es brauchte, um in dem menschlichen Glücke theilhaftig zu werden, das der Vernunft

zu erreichen vermag, von dem sie aber Menschenwürdigkeit und Sittenerblichkeit, nur weil sie hochadlig geboren war, ausschloß! Ihr Schicksal wollte ihr, so lange er mit ihr von Melville sprach, nicht aus dem Sinn; diese feine, schlanke Gestalt sollte in die unter der Schere fallen! War es möglich, daß diese reiche, leuchtende, vernehmliche Franke, in deren Schooß sie lebte, sie so leichtsin zu diesem Opfer verurtheilte konnte? Wie sich all dem Unzweifel, den sie trübten, nicht etwas erübrigen, um der Vernunft diese Zukunft zu ersparen?

Und unwillkürlich gedachte er dabei — er mußte selbst über seinen Gedankenstrom lächeln — der langen Schneiderröhren, die Madame de Bannes jählich machen, und der Tausende und Aber-tausende von Schalen, die sie für ihre Raunen zum Fenster hinauswerfen mochte. Wie, wenn das, was unendlich verpraßt wird, für die Zukunft einer armen Anverwandten zurückgelegt werden könnte! Aber natürlich, wer konnte das von diesen Zeiten verlangen?

So hinend, rebete er freundlich und ungeschwungen zu dem Mädchen, das ihm aber auf seine Worte nur kurze, knappe Antworten ertheilte. Die Klosterzucht hatte sie zu Schweigen gelehrt; sie dachte, er wäre nur an ihre Seite gekommen, weil ihre Verlassenheit ihm leid that. Und dieser Gedanke machte sie schon wieder froh, für die Zukunft einen guten Willen nicht gelang, sich ihr Vertrauen zu gewinnen.

„Nun, Graf, was hat Ihnen Melville erzählt?“ meinte der Herzog zu seinem Gast, als sich dieser von dem Mädchen, das die Herzogin an das Klavier rief, zurückzog. „Sie ist die richtige kleine Unschuld aus den Romanen und Theaterstücken. Ueber die vier Wände ihres Klostersimmers hinaus kennt sie nichts von der Welt. Sie ist eben ein Toppas, der bald gar nicht mehr existiren wird — zum Vortheil der Welt, scheint mir nicht.“

„Und doch selbst Sie selbst dazu, ihn zu verwerben — indem Sie sie für die Strafe bestimmt haben,“ verlegte Othmar, dem das Schicksal des jungen Mädchens nicht aus dem Sinn wollte. Der Herzog zuckte die Achseln.

„Ah, damit habe ich nichts zu thun, das ist der Wunsch der Herzogin. Ich selbst für mein Theil, ich denke, es ist schade um sie, zumal sie wirklich schön zu werden vermag. Inwiefern was nun? Vermögen besitzt sie nicht. Wo soll sie anders bleiben? Aber hören Sie nur, wie sie klagt. Sie findet wirklich hübsch.“

„Sie hat am Klavier und sang, und ihre Stimme, die rein und kräftig einen Ton von alchemisch unvergessenen Träumen und unterdrückter, vielleicht unbewusster Erregung enthielt, stieg mit seltsamem Reichtum wie die einer in lauter Frühlingssnacht schmetternden Nachtigall auf.“

Und sie, dachte Othmar, sie soll ihr Leben lang nur das Kyrie Eleison singen! Und ihre Stimme soll ungehört unter den Klostergemäuden verhallen!

Was sie sang, war ein süßliches, liebliches Weihnachtslied, das ergreifende Lied von dem blinden Kinde, das die Mutter blüet, es in die Straße mitzunehmen und ihm das Christkindlein zu zeigen, und dem die Mutter hartnäckig lange erwidert: „Wann? Du kommst ja doch nicht sehen.“ Aber das Kind weint und bittet und fleht so inbrünstig, daß die Mutter gerührt nicht mehr Nein sagt. Und wie das Kind, endlich von der Mutter in die Straße getragen, des Jesuskindleins Hände ergreift, da wird es schend. Die Musik und die reine sarte Stimme des Mädchens stimmten wunderbar zu dem ruhenden Zeit.

„Je sais, qu'un tombeau seul Finit ma voix obscure — —“

Von allen den Jähfern war Othmar es am wenigsten, dem die Unvollständigkeit des Textes mit dem Schicksal, das der jungen Sängerin wartete, aufstieß.

„Je sais qu'un tombeau seul finit ma voix obscure“, wiederholte er vor sich. „Armes Kind! Und für sie wird kein Wunder geschehen!“

Sie hatte mit großer Akkuratheit gesungen, und als sie sich erhob, begrüßte sie ein Murmeln des Bewalls. Sie erdachte leicht, nahm die stumpfliche, die man ihr machte, mit stolzer Ruhe entgegen und begab sich dann ohne ein Wort auf ihren Platz zurück.